

M. G.

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGSNACHRICHTEN-BUREAU
BERLIN SO. 16, SPREEPALAST.

Zeitung: **Baseler Nachrichten**

Adresse: **Basel**

1. MRZ. 1918

Datum:

Arnold Schönbergs „Gurrelieder“.

(Korrespondenz aus Wien.)

Obwohl Arnold Schönberg geschworen hat, die undankbare Stadt, die den tollen Zickzacksprüngen seines Geistes nicht mehr folgen wollte, nicht mehr zu betreten, so ist doch gerade in Wien sein größtes, reifstes und menschlich tiefstes Werk zur Uraufführung gekommen. Ein riesenhafter Apparat war dazu erforderlich, und der Philharmonische Chor, der die Aufführung veranstaltete, mußte zuerst wenigstens einen Teil der enormen Summe — die Kosten belaufen sich auf etwa 12,000 Kronen — im Subskriptionswege sicher stellen, ehe er an die Bewältigung der musikalischen Schwierigkeiten gehen konnte. Schönberg verlangt für seine „Gurrelieder“ ein Orchester von 140 Mann, gegen das man selbst das als riesenhaft angesehenen Orchester von Mahlers VIII. Sinfonie bescheiden nennen muß. Dazu treten noch als Solisten vier Sänger und ein Sprecher und ein entsprechender gemischter Chor, dem allerdings nur eine Nebenrolle in dem Werke zufällt. Den textlichen Vorwurf zu dem Werke bilden die „Gurrelieder“ von J. P. Jacobsen, ein Zyklus von mehreren, auf verschiedene Personen verteilten Gedichten, in denen die Sage von der wilden Jagd erzählt wird, die nach dänischer Uebersetzung mit der Burg Gurre und der Liebe König Wolmers zu der schönen Tobe verknüpft ist. Die einzelnen Gedichte werden dem König Wolmer, Tobe, einem Bauern, der Waldtaube, die von Toves Tod erzählt, einem Narren und einem Rhapsoden, ferner den Mannen Wolmers als der wilden Jagd und einem Chor des Volkes zugeteilt, die Musik verbindet und stützt die Gesänge und weitet sich so zu einem einheitlichen Werke etwa im Sinne eines modernen Oratoriums oder einer Chorsinfonie.

Schönberg hat dieses großangelegte Werk etwa vor zehn Jahren begonnen und vor wenigen Jahren beendet. Während er in seinen letzten Arbeiten völlig bewußt alle Traditionen, alle Entwicklung als lästige Fessel abgeworfen und nur seinen höchst persönlichen Impressionen Ausdruck gegeben hat, knüpft er hier an den Stil seines berühmten „Verklärte Nacht“ und damit an die Tradition

wieder an. Und dies ist mit besonderer Freude zu begrüßen. Seine große Begabung wollte niemand leugnen, aber mit Bedauern sah man ihn immer starrsinniger auf seinen Irrwegen fortschreiten, die ihn schließlich fernab von dem Begriff Musik auf die gräßlich verzerrten „Lieder des Pierrot Lunaire“ brachten.

Vielleicht bringen ihn jetzt die „Gurrelieder“ wieder zu sich selbst zurück. Dieses Werk ist völlig klar und straff in seinem Aufbau, sicherlich ein Werk, das stark und fest in der Musik unserer Tage steht. Was ihm vor allem eignet, ist eine weitausholende, aus wirklichem Empfinden quellende Melodik, die in schönem Bogen ihre Themen spannt. Einige besonders prägnante Motive, wie die zarte Liebesmelodie Toves, lehren immer wieder und halten das ganze Gebilde fest zusammen. Der große Ausdruck, der ohne starke Mittel zu Höhepunkten führt, fehlt ihm. Da wird die Musik oft lärmend, brutal. Die innigen Stellen aber sind von unmittelbar ergreifender Wirkung. Prächtig ist auch der Gottestroz Wolmers, da Tobe ihm dahinstirbt, von hinreichendem Eindruck der Schlußchor, der hoch aufjubelnde Gruß an die Sonne nach dem düsteren Spuk der Nacht.

Franz Schreker, der Dirigent des Philharmonischen Chors, brachte die „Gurrelieder“ in sehr würdiger Wiedergabe. Von den Solisten standen Martha Winternik-Dorba (Tobe), Maria Freund (Waldtaube), Alfred Boruttan (Klaus Narr), Alexander Rosalewicz (Bauer) und Prof. Ferdinand Gregori (Sprecher) auf der Höhe ihrer Aufgabe, während Hans Machob (Wolmer) zwar sehr schön sang, aber geistig ganz an der Oberfläche blieb. Die Aufführung, die zu doppelt erhöhten Preisen stattfand, brachte einen nahezu ausverkauften Saal und fand geradezu begeisterte Aufnahme.

Dr. Johannes Brandt